

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

38 (17.9.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

№ 38. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 17. September 1858.

Jenny.

(Fortsetzung.)

Der alte Dichter fühlt sich unendlich gerührt; aber statt zu weinen, wischt er sich bloß die Nase und fragt:

— Sie haben sie heirathen wollen, diese reizende Jenny? Ach, junger Mann, Ihre Rosinen sind vortrefflich. Sie wären glücklich gewesen, hätten Sie Jenny Ihre Frau nennen dürfen.

— Ja, mein Herr, ich war dumm genug zu glauben, daß auch sie das glücklich machen würde.

— Dumm genug? Das scheint mir allzuhart. Aber da Ihnen das Wort einmal entwischt ist, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es von Ihrer Seite höchst selbstsüchtig und ungerrecht gewesen wäre, dieses junge Mädchen zu hindern, ihre glänzende Laufbahn zu verfolgen. Sehen Sie doch, in wie kurzer Zeit sich ihre Lage so günstig umgestaltet hat! Jenny wohnt jetzt im dritten Stockwerk... sie hat eine sehr schöne Einrichtung...

— Wie, schon jetzt? Und das Alles vom Theater?

Alexandrin antwortet nicht; er findet, daß Monsieur Fausan Betrachtungen anstellt, die für einen Gewürzkrämer zu hinterlistig sind. Um dem Gespräch einen andern Lauf zu geben, läßt er seine Hand zum zweiten Male in den Mandel- und RosinenGrund hinabtauchen und sagt dabei:

— Sie haben Recht gehabt, diese Spielerei mitzunehmen, denn es scheint noch sehr lange zu dauern, eh' die Komödie beginnt.

— Wenn Jenny, fuhr Fausan fort, wirklich das Talent besäße, Glüd auf der Bühne zu machen, so würde ich sagen, sie hat Recht gehabt, mich nicht zum Manne zu nehmen; wenn sie aber kein Talent hat...

— Still, junger Mann, nun geht es los!

Das erste Stück beginnt. Jenny ist erst im zweiten beschäftigt, das heut zum ersten Male in Scene geht. Das Publikum, neugierig, das neue Werk, um dessen willen es sich eingefunden hat, kennen zu lernen, schenkt dem vorangehenden Stücke wenig oder gar keine Aufmerksamkeit.

Der alte Dichter und der junge Gewürzkrämer können den Anfang des zweiten Stückes, das Auftreten Jenny's nicht erwarten.

Das erste Stück hat endlich sein Ende erreicht. Nach einem kurzen Zwischenact beginnt das zweite. Jenny erscheint als junge Pächterin: ihr Anzug ist so reizend, daß sie Allen noch viel schöner als gewöhnlich erscheint. Ueberall läßt sich ein beifälliges Gemurmel vernehmen.

— Jenny ist ganz allerliebste!

— In der That ein schönes Weib!

— Sie hat ein Paar SpitzbubenAugen!

— Einen Mund, geschaffen zum Küssen!

— Und ein bezauberndes Lächeln!

Monsieur Fausan, versunken im Anblick Jenny's, sagt nichts, gar nicht; der alte Dichter rückt auf seinem Platze unruhig hin und her, und von Zeit zu Zeit spricht er mit leiser Stimme zu sich selbst:

— Der linke Arm, wie edig! Den Kopf mehr nach hinten!

Ach, mein Gott, sie erinnert sich nicht mehr, was ich ihr hundert Mal gesagt habe, daß sie den Hals zu sehr in die Höhe streckt, daß sie schlecht umkehrt. Auf der Bühne wie im Leben ist es eine schwierige Kunst, gut umkehren zu können.

Der erste Act ist zu Ende... es beginnt der zweite... das neue Stück ist schlecht und die Schauspielerin ist nicht gut... Jenny bleibt oft stehen. Das Publikum fängt erst zu murzren und nach einem Weilschen auch zu pfeifen an.

— Das gilt nicht Jenny, die man auspfeift, das gilt dem Stücke, sagt der alte Mann zu seinem jungen Nachbar.

— Ich verstehe zwar nichts davon, erwidert Monsieur Fausan, doch scheint es mir, daß auch Mademoiselle Jenny nicht bei guter Laune ist.

Er hat Recht. Jenny, noch nicht gewöhnt daran, die üblen Launen des Publikums zu ertragen, wird von Scene zu Scene unruhiger und verliert immer mehr und mehr den Kopf.

Von allen Seiten geht jetzt das Pfeifen los... Jenny wird ohnmächtig... unter schrecklichem Tumult fällt der Vorhang.

Alexandrin sitzt wie vom Blitz erschlagen und wagt nicht zu reden. Das Publikum entfernt sich. Der alte Dichter und der junge Gewürzkrämer bleiben bis zuletzt; dann gehen auch sie.

Auf dem Boulevard angetommen, fragt Monsieur Fausan seinen Begleiter:

— Und das, mein Herr, nennen Sie einen Triumph? Ich für meinen Theil habe dabei Todesqualen ausgestanden und möchte um keinen Preis der Erde noch ein Mal Zeuge eines solchen Triumphes seyn. Ja, wenn nur Zwei oder Drei geizicht hätten, so würde ich sie geprügelt haben, um sie zum Schweigen zu bringen... aber es waren ihrer so viel: ich kann mich doch nicht mit dem ganzen Theater herumprügeln...

— Mein theurer Freund, spricht der alte Mann, ich wiederhole Ihnen noch ein Mal, daß das Publikum nur das Stück ausgezischt hat. Daß Jenny eine so abscheuliche Rolle gehabt, war nur die Schuld des Dichters. Sie hat sich die Rolle nicht gemacht.

— Ah, das ist einerlei, mein Herr! Ich verstehe zwar nichts, aber es scheint mir, daß Mademoiselle Jenny ihre Rolle nicht gut gelernt hat... Ich kann mich irren, aber so viel weiß ich ganz bestimmt, wenn Mademoiselle Jenny auftritt, gehe ich nie mehr in's Theater. Gute Nacht, mein Herr, ich glaube, es wäre für Jenny und mich viel besser gewesen, hätten Sie nie das heilige Feuer in ihr angefaßt.

Dann seufzte er noch ein Mal und verläßt Herrn Alexandrin, der tiefbetäubt nach seiner Wohnung heimkehrt.

— Das junge Mädchen ist zu früh aufgetreten, sagt er zu sich selbst; sie hätte noch ein Jahr Unterricht bei mir genießen müssen.

8.

Am andern Morgen stellt sich der alte Mann pünktlich bei seiner jungen Schülerin ein. Er findet sie traurig, niedergeschlagen, krank; sie bittet ihn, an einer Tafel Platz zu nehmen, auf der das Frühstück steht, das von ihrer Seite unberührt bleibt; aber während ihr Gast seinem hungrigen Magen Genugthuung verschafft, bestürmt sie ihn mit tausend Fragen.

— Nun, was sprach man von mir?

— Man sagte allgemein, daß das Stück nichts getaugt habe.

— Aber was sagte man von mir?

— Man fand, daß Ihr Anzug sehr nett, sehr schön war... namentlich die Haube; ach, welch' eine köstliche Haube!

— Aber von meinem Spiele... von meinem Talente?

— Man sagte, daß das Stück bedeutend gefürzt werden müsse...
— Sie sprechen ewig vom Stück... ich will wissen, was man über mich gesagt... antworten Sie mir frei und unumwunden...

— Ach, theure Freundin, was soll man von einer Schauspielerin sagen, die das Unglück hat, in einem Stücke aufzutreten, welches durchfällt! Man beklagt sie; das ist Alles, was man thun kann. Auch Sie hat man bedauert, sehr bedauert; man war sehr betrübt darüber... am meisten war es der arme Monsieur Fanfan; Sie kennen ihn, den jungen Gewürzkrämer, der Ihnen die hübschen Pflaumen gebracht und Sie heirathen gewollt.

— Wie, auch er war im Theater?

— Er saß dicht an meiner Seite.

— Und hat wohl tüchtig mitgezischt?

— Sie vertennen den armen Jungen. Er hat die Zischer prügeln wollen; aber es waren ihrer so viele!

— Ach, welch ein Abend! Es flimmerte mir vor den Augen; es war mir, als müsse ich ersticken! O, großer Gott, nicht Alles ist rosig auf dem Theater... die Bühne hat auch ihre Dornen... jetzt sehe ich's ein...

— Wenn die Bühne eine Rose ohne Dornen wäre, theure Freundin, dann würde alle Welt Komödie spielen wollen! Aber lassen Sie deshalb noch nicht den Muth sinken... man muß ein Schach ertragen lernen und nicht gleich den Kopf verlieren. Es wäre freilich ganz anders geworden, wenn Sie meinen Rath befolgt hätten und nicht zu früh aufgetreten wären. Es ist durchaus nothwendig, daß Sie noch ein Jahr Unterricht nehmen!

Mademoiselle Jenny biß ihre Lippen, zog finster ihre Augenbrauen und hörte ihm jetzt nur mit sehr zerstreuter Miene zu. Dann erhob sie sich und sagte:

— Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, mein lieber Herr Alexandrin, daß ich bald gehen muß... wir haben Probe...

— Ach, ich begreife! Proben darf man nicht versäumen. Erlauben Sie mir, daß ich mich sogleich entferne... car les affaires azant tout. Wann wünschen Sie, daß ich wieder kommen soll, um Ihnen von Neuem Unterricht zu geben?

— Noch weiß ich es selbst nicht genau. Doch habe ich ja jetzt Ihre Adresse. Und wenn ich Zeit habe, werde ich's Ihnen sagen lassen.

— Ganz wohl; überdem werde ich auch uneingeladen Sie dann und wann besuchen. Sie erlauben es doch?

— Gewiß, gewiß! Also auf Wiedersehen, Herr Alexandrin!

Der alte Lehrer nimmt seinen Hut und geht. Zu Hause angekommen, reibt er sich seelenvergnügt die Hände, weil er — was bei ihm schon lange nicht geschehen war — gut gefrühstückt und noch obendrein die Hoffnung mitgenommen hat, daß Mademoiselle Jenny von Neuem bei ihm Unterricht nehmen und ihn dann noch recht oft zum Frühstück einladen wird, denn Kriptomäus Crisistratus Alexandrin ist, wie jeder Schönggeist, ein wenig Gourmand!

Acht Tage vergehen; der alte Lehrer erwartet tagtäglich, Jenny werde ihn rufen lassen. Da dies nicht geschieht, beschließt er, uneingeladen ihr seine Aufwartung zu machen.

Er erreicht ihre Wohnung und fragt den Portier, ob Mademoiselle Jenny Desgrillons noch zu Hause sei. Der Hauswart betrachtet ihn ein Weilchen und sagt dann:

— Mademoiselle Jenny ist nicht da.

— Dann komme ich ein ander Mal; aber sagen Sie ihr: Monsieur Alexandrin, der seit acht Tagen mit Ungebuld Nachricht von ihr erwartet, sei hier gewesen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Verstehen Sie mich?

Der Schlingel antwortet nicht. Diese Menschenrace hat die Angewohnheit, gegen abgeschabte Kleider sehr grob zu seyn.

Im Weggehen sagt der alte Mann zu sich:

— Ich bin überzeugt, sie wird mich morgen holen lassen. Armer Alexandrin, du hast dich geirrt!

Der gute Alte läßt sich den weiten Weg nicht gereuen... er geht noch ein, noch zwei, noch drei Mal hin, aber immer sagt ihm der Portier:

— Mademoiselle ist ausgegangen, oder Mademoiselle ist nicht zu sprechen.

Das kränkt den armen Mann. Eines Morgens, als er wieder nachfragt und dieselbe abweisende Antwort erhält, sagt er zornig:

— Mademoiselle Jenny sollte von Rechts wegen immer zu sprechen seyn für mich, ihren Lehrer; für mich, der ich ihre ersten dramatischen Studien geleitet habe; für mich, der ich aus ihr eine Mars gemacht hätte, wäre sie weniger eigensinnig gewesen. Jetzt, Hauswart, sagt der Mademoiselle Jenny, daß ich sie nicht mehr besuchen werde; wenn sie mich zu sehen wünscht, so weiß sie meine Wohnung und kann mich rufen lassen oder selber kommen, denn wer mich besucht, vergiebt sich nichts. Sagt ihr das, Portier, in meinem Namen!

Statt aller Antwort schlägt der Grobian das Fenster seiner Loge dem alten Manne dicht vor der Nase zu. Er geht, aber diesmal reibt er sich nicht die Hände.

— O die Frauen, die Frauen! seufzt er tiefgekränkt vor sich hin. Cato behauptet, Weisheit und Vernunft seien unverträglich mit ihrem Geiste. Auch Catull hat dieses schwache, undankbare Geschlecht gefannt. Die Schwüre der Frauen, sagt er, sind auf den Flügeln des Windes und auf der Oberfläche der Wellen eingegraben. Von heute an denke ich wie Cato und Catull und sage mit Freund Virgil:

„Varium et mutabile varium foemina.“

Die Zeit verstrich. Der alte Mann hörte nichts mehr von seiner Schülerin. Treu seinem Entschlusse, hatte er sie seitdem nicht wieder aufgesucht, aber desseungeachtet schlummerte tief im Herzen des greisen Dichters die alte Theilnahme an Jenny's Schicksal, und so oft er ausging, war es seine erste Sorge, die sämtlichen Theaterzettel zu lesen, um vielleicht auf dem einen oder dem andern den Namen seiner ehemaligen Schülerin zu finden.

Aber niemals fand er in der Reihe der andern Schauspielerinnen den Namen Jenny Desgrillons.

— Das ist sehr sonderbar! sagte er sich. Sie muß also nur höchst selten auftreten. Oder sollte sie einen andern Namen angenommen haben? Leicht möglich, daß sie den ihrigen zu einfach gefunden hat. Armes Kind! Nicht der Name ist's, der uns Talent giebt; das Talent ist's, was uns einen Namen macht.

9.

Seitdem war ein halbes Jahr vorübergegangen.

Noch gar oft gedachte der alte Dichter der hübschen Jenny in der Rue de Laharpe, die er Jener auf dem Boulevard Saint Martin vorzog; wohl dachte er auch an diese, doch ließ er nicht mehr so häufig als sonst die Theaterzettel, denn er wollte sie nicht mehr spielen sehen, aus Furcht, wieder, wie an jenem Abende, Zeuge ihrer Niederlage zu seyn.

Eines schönen Tages hat der alte Mann, nachdem er ein Paar Schreibstunden gegeben, womit er die Bedürfnisse des ganzen Tages gedeckt, seinen gewöhnlichen Spaziergang bis zum Boulevard de la Madeleine verlängert und befindet sich plötzlich, ohne es zu wollen, auf dem Blumenmarkt.

Er bewundert diesen reizenden Bazar, ist aber ganz erstaunt, hier so wenig Leute zu finden. In der That sieht man hier weniger Blumen als auf den beiden andern Märkten, aber doch immer noch genug, um damit ein Körbchen, „für die, die man liebt,“ auszufüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herz am Rheine.

Es liegt eine Krone im grünen Rhein
Gezaubert von Gold und von Coelstein,
Und wer sie erhebt vom tiefen Grund,
Den krönt man zu Aachen in selbiger Stund:
Vom Belt bis zur Donau die Lande sind fein,
Dem Kaiser der Zukunft, dem Fürsten am Rhein.
Es liegt eine Leiter im grünen Rhein,
Gezaubert von Gold und von Eisenstein;
Und wer sie erhebt vom tiefen Grund,
Dem strömen die Lieder vom goldenen Mund,
Der Kranz der Unsterblichkeit wartet sein,
Des Sängers der Zukunft, des Sängers am Rhein.
Ich weiß wo ein Häuschen am grünen Rhein
Umrannt von Rebblau die Fensterlein;
Drin waltet ein Herz so engelgleich,
So atm an Gold und an Unschuld so reich:
Gehörte dies Herz an dem Rheine mir,
Ich gäbe die Krone, die Leiter dafür! Heinrich Dippel.

Der Telegraph zwischen Amerika und Europa.

Wir diejenigen, die sich des geistigen Triumphes unserer Zeit bei der glücklichen Legung des unterseeischen Telegraphenkabels erfreut haben, wird es schmerzlich berühren, daß neuerdings wieder eine noch nicht erklärte Störung des Depeschverkehrs eingetreten ist; die Kleinmüthigen werden vielleicht ganz am endlichen Gelingen verzweifeln und Manche, die im Siege des erfindungsreichen Geistes unserer Zeit nur ein Zeichen der menschlichen Ueberhebung erblicken, werden gar einen Finger Gottes in der Störung erkennen, der seiner nicht spotten lasse durch Menschenmüth.

Darum wollen wir zur Beruhigung, Ermuthigung und Abwehr heute dem scheinbaren Mißlingen ein paar Worte widmen, wie wir sie jüngst dem Gelingen gewidmet haben.

Man täuscht sich, wenn man wähnt, daß der Fortschritt menschlicher Erfindungen im Gelingen seiner Pläne liege; die Geschichte lehrt im Gegentheil, daß das Mißlingen der Pläne stets der beste Lehrmeister gewesen, eine gründliche Betrachtung all' unserer Erfindungen beweist, daß weit mehr geistiger Aufwand dazu gehört, die unvorhergesehenen Hindernisse, die sich einer neuen Erfindung entgegenstellen, hinwegzuräumen, als dazu nöthig war, die Erfindung zu machen.

Es scheint mit dem transatlantischen Kabel ebenso zu gehen; es wird mehr Kühnheit und geistige Anstrengung erfordern, die Hindernisse zu bewältigen, als dazu nöthig war, um zur Verwirklichung der ersten Idee zu schreiten; es wird der geistige Gewinn im endlichen Gelingen ein größerer seyn, je länger dieses Gelingen auf sich warten läßt.

Von der Ferne aus läßt sich nicht beurtheilen, welcher Art die jezige Störung der Korrespondenz ist. Wenn man den neuesten Behauptungen der englischen Zeitungen Vertrauen schenken soll, so läge das Hinderniß in einer erst jetzt eingetretenen Beschädigung des unter dem Meere liegenden Kabels. Wir müssen indessen gestehen, daß wir vorerst diesen Behauptungen keinen rechten Glauben schenken können; der Bericht, den die Telegraphisten in Valentia an die Londoner Gesellschaft abgestattet, lautet anders und deutet auf etwas ganz anderes hin. — Wäre das Kabel beschädigt, so würden gar keine Zeichen aus Amerika anlangen; man würde auch mit den bisherigen Mitteln der Telegraphie mit Sicherheit in Valentia wissen, daß das Kabel beschädigt und ungefähr auch wo die Beschädigung stattgefunden hat. Man würde weder die Direktoren, noch die Gelehrten herbeigerufen haben, um Hülfe und Aufschluß zu verschaffen; denn die Erscheinungen am beschädigten Kabel sind durchaus nicht fremdartig und räthselhaft. — Es geht vielmehr aus dem Umstand, daß unverständliche Zeichen anlangen, welche die Telegraphisten sich nicht erklären können, hervor, daß das Kabel unbeschädigt, die Korrespondenz aber durch Ursachen gestört werde, welche die bekannte telegraphische Schrift unleserlich machen.

Welches mögen diese Ursachen seyn? Eine gründliche Erörterung derselben gehört an sich zu den schwierigsten Fragen dieser noch im Kindesalter stehenden Wissenschaft; auch kann unsere Zeitung sie nicht in einer Weise erörtern, daß sie dem Sachkenner genügen und dem Laien verständlich seyn würden. Gleichwohl wollen wir eine Ursache als Möglichkeit hervorheben, um unsern Lesern zu zeigen, von welcher großer weltumfassender Bedeutung gerade die richtige Erkenntniß der jezigen Störung für die Wissenschaft werden könnte. Bestätigt sich unsere freilich noch sehr löse Vermuthung, so ist es möglich, daß das jezige Kabel für die Telegraphie selber unbrauchbar ist und man neue Kabel zu diesem Zwecke legen müssen; aber gerade dann würde das telegraphische unbrauchbare Kabel zu einem wissenschaftlichen Zwecke benutzt

werden können, der von weiten Folgen für den Fortschritt wäre.

Schon vor mehreren Monaten wollten wir auf den Umstand aufmerksam machen, daß es ein Fehler sei, wenn man ein unterseeisches Kabel von vierhundert deutschen Meilen Länge in der Richtung von Osten nach Westen um die Erde lege, denn dadurch würden störende Ströme in dem Draht erzeugt, so oft sich der Magnetismus der Erde verstärkt oder schwächt. Es ist nämlich eine bereits wissenschaftlich bekannte Thatsache, daß die Erde selber wie ein Magnet wirkt; es ist ferner bekannt, daß wenn man um einen Magneten einen Draht wickelt, in diesem Drahte Ströme entstehen, so oft man die Stärke des Magnetismus in dem Magneten verändert. Nur aber ist der Magnetismus der Erde in fortwährender Veränderung, und namentlich in Zeiten, wo Nordlichter sichtbar werden, an dem Schwanken aller Magnetnadeln sehr merklich. Ein Draht in der Richtung von Osten nach Westen um die Erde ist also in solchen Fällen fortwährend elektrischen Strömen ausgesetzt, und will man ihn zum Telegraphiren benutzen, so werden diese Ströme die Schrift stören.

Diese unsere Bemerkung ist nicht neu, und auch nicht unser geistiges Eigenthum. Es hat vielmehr unser Mitbürger A. Siemens, der scharfsinnigste und genialste Meister dieses Faches, bereits vor zehn Jahren Beobachtungen angestellt, von welchen in Poggeborfs Annalen (Band LXXIX., Seite 484) Bericht erstattet ist und aus denen hervorgeht, daß solche Ströme, erzeugt durch die Schwankungen des Erdmagnetismus, schon auf einer Leitung von zwanzig Meilen Länge bemerkbar sind. Es ergaben Siemens's Messungen, daß in Zeit von Einer Stunde der Strom an zwölfmal bald positiv, bald negativ auftritt. — Der Draht, der jetzt nach Amerika gelegt worden, ist zwanzigmal länger als der, an welchem Siemens seine Beobachtungen machte; es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die Störungen zwanzigmal stärker auftreten und die Schrift beeinträchtigen und unleserlich machen.

Wie wir bereits gesagt, ist unsere Vermuthung zunächst noch nicht derart, daß wir ihr den Anstrich der Sicherheit geben mögen; aber wenn sie sich bestätigte, wenn auf diesem Kabel nicht mehr wird telegraphirt werden können, sollen wir darum den Muth sinken lassen?

Wir sagen: Nein! wir sagen im Gegentheil: es verstärkt die unsere Zuversicht und unser Vertrauen und unsere Ausichten auf aünstige Erfolge. Unser Muth wird gestärkt wie immer, wenn die Wissenschaft an eine neue Aufgabe stößt; unsere Zuversicht wird gehoben, denn bestätigt sich unsere Vermuthung, so wird dieses telegraphische unbrauchbare Kabel wissenschaftlich von viel größerer Bedeutung werden zur genaueren Kenntniß der Schwankungen des Erdmagnetismus; es wächst unser Vertrauen, weil gerade in diesem Falle dieses Kabel mit seinen störenden Strömen wird benutzt werden können, um die Störungen der späteren Kabel zu reguliren, die man zum Telegraphiren benutzen wird!

Darum ist beim Mißlingen, wie beim Gelingen unserer geistigen Eroberungsversuche unser Wahlspruch: Muthig vorwärts! (Volkszeitung.)

Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon I. (Fortsetzung.)

+ Das Museum.

Einst äußerte Napoleon: „Wenn es der Kaiserin Josephine gelang, auf meinen Namen ein bedeutendes Kunstwerk zu erlangen, und es sich nun in einem meiner Paläste unter meinen Augen befand, so fühle ich mich immer dadurch verletzt, ich hielt mich für bestohlen; denn — es war nicht im Museum. Ich kannte ja keinen anderen Genuß, keinen anderen Reichthum, als das öffentliche Wohl.“

+ Das Ohrzupfen.

Einst sprach der Herzog von Deirés, der Marineminister, mit einem seiner intimsten Freunde über eine gewisse Gnadenbezeugung, die er sehr von Napoleon zu erlangen wünschte. Er ging alle möglichen Fälle durch, wie er dazu gelangen könne. Endlich sagte er: „Ich erlange sie ganz gewiß das nächste Mal, wenn ich von ihm gezupft werde.“ — Der, an den diese Worte gerichtet waren, verstand den Sinn derselben nicht, und es malte sich daher in seinen Mienen Ungewißheit und Erstaunen. Der Herzog lachte und fügte hinzu: „Nun, nur, mein Freund, es ist nicht so gefährlich, als du zu glauben scheint. Das bischen Zupfen am Ohre, welches der Kaiser zur Gewohnheit hat, ist gerade nicht unangenehm, und ich versichere dich, nicht Jeder wird gezupft, der es gern seyn möchte.“ (Fortsetzung folgt.)

Zwei vornehme Holzhacker.

Auf dem Brand in Mainz stand am Markttag Einer und sagte Holz im Schweife seines Angesichtes und ein Anderer lud auf Rücken und Arme und trugs ins Haus. Um die Beiden hatte sich von Menschen angesammelt wie ein Datt von Bienen am Korb; nur als aus einer nahen Kaffeewirtschaft, wo die Holzhacker lreipen, ein

Kopf Kaffee mit einem Stück Wurst geschickt ward, machte die Menge lachend eine Gasse. Auf dem Sägbod verzehrten die beiden fleißigen Holzbader ihr Frühstück und hatten mehr und vergnügtere Zuschauer als weiland allerhöchste Herrschaften, die vor verehrlichem Publikum sich's allergnädigst schmecken ließen. Nun, Holzbader gibt's überall und es schmeckt ihnen immer gut; was war da Besonderes? — Das Besondere war, daß die Beiden eben keine Holzbader, sondern sehr vermögliche und angesehen Leute waren, die im Weinbause behauptet hatten, Arbeit schändet nicht und sei es Holzbaderarbeit. Top, jagte ein Anderer, es gilt eine Wette und wenn Ihr auf öffentlichem Markte Holz hadt, hab' ich sie verloren. — Er verlor richtig; denn sie sägten und hadten und trugen ihre Klasten Holz — zu Ehren der Arbeit, die nicht schändet, und zum Besten der Armen; die sich des Ertrags der Wette und noch vieler Gulden erfreuten, die schnell unter den Umstehenden gesammelt wurden.

Gallerie von Bettlern.
No. 1.



Wollen Euer Gnaden nicht etwas mittheilen, damit mein Vater für mich das Lehrgeld bezahlen kann? Ich möchte ein Banquier werden und deshalb will mich mein Vater zu Rothschild in die Lehre thun; er sagt, dort könnte ich es noch weit bringen, denn der habe auch mit Nichts angefangen, deshalb passe ich am besten dorthin!

**Syntax und Orthographie eines bairischen Orts-
Vorstehers anno 1858.**

Königliches Bayerisches Landgericht F.....
Wegen ver mögen gegen die R. R. von S..... Oberamt's l. l.
Württembergischen betriefft.

Die Uenderfertigte Gemeinde ver waltung brinkt einem Königl.
liches landgerichts dien hohen auf vom 19. dieses monnath wegen
ver möge n gegen R. R. von S..... l. l. württemberg Ganz vermögen
los feye und auch wegen hohen alter auch ihrer brod nicht verdienen
Kinds und eigen hindige u nder Schrift besättiliget

R. R.
Chrsfurchesvollst R. R. den
Die Gehorsamts Gemeinde ver, waltung
R. R.

Erkennungs scene.

In London wurde vor den Gerichtshof ein Verbrecher gebracht.
Der Richter erkannte mit Schrecken, daß es einer seiner früheren

Schullameraden war. — „Ei, mein lieber John, welchen lasterhaften Weg hast Du betreten! Sag' ein Mal, was ist denn aus Tom, Williams und den Anderen gemorden?“ — „Alle gehängt, Mylord, entgegenete der Dieb, „bis auf Sie und mich.“

„Reim' dich, oder ich friß dich!“

Der bekannte „Naturdichter“ Baron Klesheim, der sich das „Schwarzblättl aus dem Wiener Walde“ titulirt, hat von Ischl aus auch eine poetische Spende an der Wiege des neugebornen kaiserlichen Prinzen niedergelegt. Zur Charakterisirung seines „Gedichts“ heben wir folgende Verse hervor:

Und kaum war's da (das „Man Kronprinzler“ nämlich), so
bringt die Kund

„Durchs Lard als via a Stuarum,

„Und Alles ruaft voll Jubel aus:

„Die Kaiserin hat an Duabn!“

Diese Strophe gehört jedoch noch zu den bessern und — geistreichern des Gedichts, das uns im Ganzen nichts als eine sehr gelungene Paraphrase des Transparent's „An Sudn“ zu seyn scheint. (N. C.)

Sprüchwörter.

- + Man bohrt leichter einen Brunnen, als daß man verfallene aufdeckt.
- + Bündniß macht die Schwachen stark.
- + Wer alle Büsche scheut, kommt selten zu Holze.

Goldlöcher.

- *. Nicht Adel, nicht Geschlecht, das Herz macht groß und klein.
Man kann im Kittel Herr, ein Ktaw im Purpur seyn,
Drum weiße auch das Herz uns erst zu Freunden ein.
Ein reizvolles Aeußere hößt zurück, sobald man bemerkt,
daß es einer rohen und häßlichen Seele zur Hülle dient. Man glaubt die Natur mit sich selbst im Widerspruch zu finden, und wird gegen einen solchen Menschen nur mit Unmuth, Widerwillen und Verachtung erfüllt. Verschönere daher deinen Geist mit eben derselben Sorgfalt, wie deinen Körper. Laß die äußere Anmuth, die feinen Sitten, den edlen und bescheidenen Anstand tief aus deiner Seele hervorquellen und ihr Abbild seyn. In dem Aeußern muß sich das Innere spiegeln, und es treu wiedergeben. Von innen leuchtet das wahre Leben, die wahre Schönheit.

Maritäten Kästlein.

†† Die Reifröde der Damen sind auch in Rom, seit einiger Zeit das stehende Thema der Wäntelänger auf Straßen und Plätzen, wobei doch italienischer Weise eine auf große Cartons gemalte Darstellung zur Musik dem hör- und schaulustigen Publikum vorgetragen wird. Musik und Carton sind Karrikaturen und bittere Satyre. Doch neulich kamen die Reifröde in einer sehr besuchten Predigt des Jesuiten Sacchetti gar auf die Kanzel. Der Geistliche sprach von den Segnungen des Friedens im Kirchenstaat, während die Nachbarländer von Insurgenten heimgesucht seien, von der reichen Getreideerde und von den Hoffnungen auf eine reiche Traubenlese nach manchem unfruchtbaren Jahre. „Aber — rief er plötzlich aus — wo sollen denn die Reifen für die Weinsässer herkommen? Ihr Frauen habt sie ja alle in Beschlag genommen!“

†† Der verstorbene amerikanische Staatssecretair, Daniel Webster, war ein Mann von nicht sehr lieblichem Angesicht. Er hatte von Baltimore nach Washington eine Reise bei Nachtzeit zu machen. Der Kutscher, der ihn fuhr, hatte ein so übles Gesicht und erzählte so viele Geschichten von Raub- und Mordthaten, daß Webster, ehe sie zusammen weit gekommen waren, sich in nicht geringe Besorgniß und Aengstlichkeit wegen seiner Sicherheit veretzt fühlte. Zuletzt hielt der Wagen mitten in einem dichten Walde still, der Fuhrmann meldete sich plötzlich zu Webster um und rief barsch: Nun, Herr, sagen Sie mir, wer Sie sind? — Mit bebender Stimme und im Beariff vom Wagen zu springen, erwiderte Webster: Ich bin Daniel Webster, Congressmitglied für Massachusetts! — Was! entgegenete der Andere und faste herzlich seine Hand, Sie sind Webster? Gott sei Dank! Gott sei Dank! Sie sind ein so verzeufelt häßlicher Kerl, daß ich Sie für einen Halsabschneider oder Wegelagerer hielt.

Charade.

Niemand hat mehr Böses und mehr Gutes,
Als mein erstes Silbenpaar gethan.
Meine Letzte voll des hohen Muthes
Trozet lähn auf rauher Siegesbahn.
Wenig thut mein Ganzes oder nichts,
Doch von reinen Wunderthaten spricht's.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wily. Brandecker.